

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Jan Seghers

Partitur des Todes



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Es war nichts Ungewöhnliches, was im Morgengrauen des 19. Oktober 1941 in der Liebigstraße im Frankfurter Westend geschah. Dergleichen passierte im Herbst dieses Jahres in vielen deutschen Städten und Dörfern. Und doch war es ein Ereignis, welches das Leben des zwölfjährigen Georg in wenigen Minuten von Grund auf veränderte.

Am Abend zuvor hatte ihm seine Mutter überraschend mitgeteilt, dass er die Nacht bei dem befreundeten Ehepaar im Haus gegenüber verbringen werde, weil sie und der Vater am nächsten Morgen frühzeitig zu einem Verwandtenbesuch aufbrechen würden. Georg hatte seine Waschtasche und einen Schlafanzug eingepackt, dann war er in sein Zimmer gegangen, um zu lesen. Kurz vor Mitternacht klopfte es an seiner Tür. Als er sich von seinen Eltern verabschiedete, bemerkte er, dass sowohl Vater als auch Mutter unruhig wirkten und ihn länger als sonst in die Arme schlossen. Weil er wusste, dass sie ihm nicht die Wahrheit sagen würden, stellte der Junge keine Fragen. Sein Vater öffnete die Tür zur Straße, warf einen Blick auf die umliegenden Häuser, dann gab er seinem Sohn ein Zeichen. Georg überquerte die Fahrbahn und schaute sich nicht mehr um.

Geweckt wurde er von dem Lärm, der mit einem Mal von der Straße heraufdrang. Einen Moment lang wusste er nicht, wo er sich befand. Er tastete wie gewohnt nach dem Schalter der Nachttischlampe, aber seine Hand griff ins Leere. Georg strich mit den Fingerspitzen über die Bettdecke und merkte, dass es nicht seine eigene war. Dann öffnete er die Lider und versuchte, seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Als er die Umrisse der großen Standuhr erkannte, begann er sich

zu erinnern. Er stieg aus dem Bett, ging zum Fenster, schob die Vorhänge ein wenig beiseite und sah hinunter auf die noch dunkle Straße. Zwei Autos – eine Limousine und ein kleiner Lieferwagen – standen mit eingeschalteten Scheinwerfern und geöffneten Türen vor dem Haus, in dem Georg und seine Eltern lebten. Sämtliche Fenster der Wohnung waren erleuchtet. Rechts und links neben dem Eingang konnte man zwei uniformierte Männer erkennen. Beide hatten Gewehre in der Hand.

Zuerst verließ seine Mutter das Haus. Sie hatte ein Kopftuch umgebunden und trug zwei schwere Taschen. Ein Mann ging dicht neben ihr her, packte sie schließlich am Oberarm und drängte sie auf die Ladefläche des Lieferwagens.

Dann kam sein Vater, gefolgt von einem kleinen Mann, der mit Hut und Mantel bekleidet war. Beide standen im hellen Rechteck der Eingangstür. Georg sah, wie sein Vater sich umdrehte und ins Haus zeigte. Der kleine Mann schüttelte den Kopf. Er nahm einem der Uniformierten das Gewehr ab, packte es am Lauf, holte aus und versetzte Georgs Vater mit dem Kolben einen Stoß in den Rücken. Georg öffnete den Mund, aber er schrie nicht. Er sah, wie sein Vater ins Taumeln geriet und vornüber auf die Straße fiel. Er sah, wie der kleine Mann das Gewehr zurückgab und dem Uniformierten zunichte. Dann merkte der Junge, dass seine nackten Füße in einer Pfütze standen. Er hatte alles richtig gemacht. Er hatte gewusst, dass er nicht schreien durfte. Aber sein Wasser hatte er nicht halten können.

Die nächsten vierundsechzig Jahre seines Lebens würde Georg bemüht sein, mit dieser Nacht auch seine Eltern zu vergessen.

Eins Als Monsieur Hofmann an diesem Morgen versuchte, ein Stück von dem großen luftgetrockneten Schinken abzuschneiden, das er für Mademoiselle Blanche mitnehmen wollte, rutschte die Klinge ab und fuhr ihm geradewegs in die Hand. Reglos sah er zu, wie sich das Blut in seiner Handfläche sammelte und auf die Tischplatte tropfte. Er griff nach einem sauberen Geschirrtuch und wickelte es um die Wunde. Dann ging er ins Badezimmer, setzte sich auf den Rand der Wanne und wartete einen Moment. Schließlich nahm er ein großes Pflaster aus dem Spiegelschrank und klebte es zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand. Ein kleines Missgeschick, mehr nicht. Als die Spuren des Unfalls beseitigt waren, hatte er diesen auch schon fast wieder vergessen.

Kaum eine Zeit im Jahr mochte Monsieur Hofmann lieber als den zu Ende gehenden Mai und den beginnenden Juni. Endlich konnte man sicher sein, dass die kalten Tage vorüber waren und der Winter keine unverhoffte Kehrtwende mehr machen würde. Der Himmel über Paris war so blau, wie er nur vermochte, das Grün der Bäume war noch frisch, und die kühlen Winde, die vom Kanal herüberwehten, machten das Atmen leicht. Mit einem Satz: Das Wetter war so gemäßigt, wie es einem Mann seines Alters guttat.

Heute war Sonntag, der 29. Mai des Jahres 2005. Monsieur Hofmann war aufgeregt und guter Dinge. Am Abend würde er zum ersten Mal in einem Fernsehstudio sitzen und Auskunft über sich geben. Noch wusste er nicht, welche Folgen dieser Tag für ihn haben sollte. Dennoch hatte ihn eine kleine Unruhe erfasst, die er sowohl mochte, als auch zu unterdrücken suchte.

Er war noch ein halbes Stündchen früher aufgestanden als sonst, hatte die grünen Fensterläden geöffnet und einen ersten Blick über die Dächer der Stadt und über den Père Lachaise geworfen, wo die hellen Steine der Grabmale in der Sonne leuchteten. Er war in die Küche gegangen, hatte den Kessel mit Wasser gefüllt und auf den Herd gestellt. Als er sich rasiert und die Zähne geputzt hatte, hatte er den Kopf gehoben und gelauscht. Für einen Moment hatte er befürchtet, zum ersten Mal vergessen zu haben, den Herd einzuschalten, aber dann hatte ihm das Pfeifen des Kessels signalisiert, dass er noch Herr seiner Sinne war und das Wasser zur gewohnten Zeit heiß.

Die erste Tasse Kaffee hatte er im Stehen getrunken, dann war er zurück ins Bad gegangen, um eine Dusche zu nehmen. Er war stolz darauf, dass man ihn schon immer als reinlich bezeichnet hatte, und versuchte, diesem Ruf auch im Alter gerecht zu werden. Seine Hosen waren stets frisch gewaschen, seine Hemden gebügelt und die Schuhe geputzt. Umso mehr ärgerte er sich nun, als er entdeckte, dass ein wenig von dem Blut auf seine Hose getropft war, sodass er sich noch einmal umkleiden musste.

Schließlich setzte er seinen Strohhut auf, zog die Wohnungstür hinter sich ins Schloss, stieg die vier Stockwerke hinab und betrat eine Minute später die Place Nadaud, an der er seit über dreißig Jahren wohnte.

Wie nahezu jeden Morgen begann er seinen Gang durchs Viertel mit einem Besuch im *Journal*, einer Bar gegenüber der Metro-Station. Als er sah, dass Sandrine die Morgenschicht hatte, lächelte er und nickte ihr zu. Wie immer nahm er die neueste Ausgabe von *Le Monde* vom Haken, bestellte eine Tarte und einen Milchkaffee und war bereits in die Lektüre vertieft, noch bevor ihm Sandrine das Gewünschte gebracht hatte. Im Fernseher, der unter der Decke befestigt war, lief die Wiederholung eines Fußballspiels vom Vorabend, aber keiner

der wenigen Gäste, die sich im *Journal* befanden, schaute hin. Als er sein Frühstück beendet hatte, legte Monsieur Hofmann die Zeche und ein Trinkgeld, das er bereits abgezahlt hatte, auf den kleinen Plastikteller, grüßte noch einmal und machte sich auf den Weg.

Er lief die schattige Avenue Gambetta hinab und bog an deren unterem Ende ab in den breiten Boulevard de Ménilmontant. Vor ihm ging eine junge Frau mit dunkler Haut. Sie trug ein blaues Kostüm mit weißen Punkten. Sie hielt die Hand eines kleinen schwarzen Mädchens, das sich gelegentlich zu Monsieur Hofmann umwandte. Er lächelte der Kleinen zu, aber ihr Gesicht zeigte nur ungerührte Neugier. Der Alte warf einen kurzen Blick auf die Beine der Mutter, dann dachte er an den Tod.

Er dachte an seine Beerdigung und an die Freunde und Bekannten, die an seinem Grab stehen würden. Er hoffte, dass es an diesem Tag nicht regnen würde und sich niemand beeilen musste, nach Hause zu kommen. Die Sonne sollte scheinen, aber es sollte auch einen Baum geben, unter dem man im Schatten zusammenrücken konnte. Nachher sollte man gemessenen Schrittes den Friedhof verlassen und irgendwo noch gemeinsam etwas trinken, um ein paar Erinnerungen an den Verstorbenen auszutauschen. Man sollte den Tag seiner Beerdigung als einen schönen Tag im Gedächtnis behalten. So wünschte es sich Monsieur Hofmann.

Ein paar Menschen würden um ihn trauern, aber man würde dem Viertel nicht anmerken, dass gerade jemand gestorben war, der hier seit Jahrzehnten gelebt hatte. Am nächsten Morgen würden die Händler wieder ihre Marktstände aufbauen, die Pizzaboten würden mit ihren roten Mopeds durch die Straßen flitzen, die Afrikaner von der Straßenreinigung würden mit ihren Besen die Bürgersteige fegen und die Restaurantbesitzer ihre Stühle auf die Straße stellen. Alles würde so weitergehen wie bisher.

Beunruhigte ihn dieser Gedanke? Ja und nein. Monsieur Hofmann war davon überzeugt, dass nur derjenige das Leben zu schätzen wusste, der sich seiner Endlichkeit bewusst war. Wenn man jung war, musste man gelegentlich an den Tod denken, um vor lauter Übermut nicht einfältig zu werden. Wenn man alt war, musste man an ihn denken, um seine Tage zu genießen und nicht griesgrämig zu werden. Dennoch bedauerte er manchmal, nicht an das ewige Leben zu glauben. Obwohl es hier im Quartier wahrscheinlich mehr Gotteshäuser, mehr Kirchen, Synagogen, Moscheen und Tempel als irgendwo sonst in der Stadt gab, gehörte er keiner Religionsgemeinschaft an und glaubte weder an die Wiederauferstehung des Leibes noch der Seele. Er glaubte, dass man nur wenige Spuren hinterließ und dass auch diese Spuren rasch verblasseten. Monsieur Hofmann war fünfundsechzig Jahre alt, erfreute sich guter Gesundheit und hoffte, noch lange zu leben. Dennoch gab es einen Wunsch, der größer war als dieser. Was auch geschehen würde, er wollte vor seiner Freundin Mademoiselle Blanche sterben.

Er verließ sein Viertel nur noch selten, machte aber einmal im Jahr, immer um Ostern herum, eine Rundreise über die Friedhöfe der Stadt, um die Gräber jener Frauen und Männer zu besuchen, die ihm in den vergangenen Jahrzehnten nahegestanden hatten. Die meisten von ihnen waren Kellner und Tänzerinnen gewesen. Monsieur Hofmann hatte bis vor wenigen Jahren ein kleines Revuetheater am Fuße des Montmartre betrieben, und so war es nur natürlich, dass sich sein Bekanntenkreis aus Menschen zusammensetzte, die in derselben Branche arbeiteten wie er selbst.

Mademoiselle Blanche war eines der ersten Mädchen gewesen, das damals bei ihm angefangen hatte. Sie kamen aus allen möglichen Gegenden des Landes nach Paris, manche auch aus Belgien, aus Deutschland oder aus den Kolonien, und träumten davon, ihr Glück in einer der bekannten Ballettkompanien

von Paris zu machen. Schließlich mussten die meisten von ihnen einsehen, dass sie dazu nicht begabt genug waren, und so verdingten sie sich in einem der zahllosen Varietés, wo sie Abend für Abend vor einem vorwiegend männlichen Publikum tanzten und sich auszogen. Madeleine war nicht mal zwei Wochen bei ihm gewesen, als sie bereits das erste Mal in sein Bett gekrochen war. Sie hatte leuchtende, dunkle Augen und eine Haut von der Farbe einer hellen Esskastanie. Vor allem aber war sie nicht so dünn wie die anderen Tänzerinnen gewesen, und genau das hatte ihm gefallen. «Ich schlafe mit dir, weil ich dich mag», hatte sie gesagt, «und wenn ich dich irgendwann einmal nicht mehr mag, wird damit Schluss sein. Du wirst andere Frauen haben, ich will es nicht wissen. Aber wenn du irgendwann gehen willst, möchte ich die Erste sein, die es erfährt.» Sie hatte recht gehabt. Er hatte mit anderen Frauen geschlafen und sie mit anderen Männern. Auseinandergegangen waren sie nie, auch wenn jeder, bis heute, seine eigene Wohnung behalten hatte. Irgendwann hatten sie wohl auch angefangen, einander zu lieben. Aber sie hatten den Zeitpunkt versäumt, es sich gegenseitig einzugestehen. Sie hatten sich vom ersten Tag an geduzt, dennoch hatte sie darauf bestanden, dass er sie, wie alle anderen es ebenfalls tun mussten, Mademoiselle Blanche nannte. So kam es, dass sie bald auch in seinen Gedanken nur noch diesen Namen trug. Sie hingegen nannte ihn Georges.

Kurz bevor er die Kreuzung an der Metro-Station «Belleville» erreicht hatte, blieb Monsieur Hofmann unter dem Schatten einer Kastanie stehen. Seine Freundin saß bereits auf einem der Stühle vor dem Café *La Veilleuse*, wo sie sich seit vielen Jahren jeden Vormittag trafen. Vor ihr auf dem runden Tisch standen eine Tasse Espresso und ein Glas Wasser. Er wusste, dass Mademoiselle Blanche ihn längst gesehen hatte, aber, weil es zu ihrem täglichen Ritual gehörte, so tat, als habe sie ihn noch nicht bemerkt. Erst als er näher kam, schloss

sie die Augen und wartete, dass er sie auf beide Wangen küsste. Dann sah sie ihn lächelnd an und sagte: «Das ist das Schönste, was ich habe, mein kleiner Georges, wenn ich dich nicht hätte ...»

Und auf diese Worte freute er sich, seit er am Morgen aufgewacht war.

«Was ist mit deiner Hand?»

«Nichts. Ein Missgeschick. Ich habe mich geschnitten.»

«Wie fühlst du dich heute?», fragte sie.

«Gut», antwortete er. Und nach einem kurzen Zögern: «Offen gesagt bin ich ein wenig nervös.»

«Wegen deiner Kleinen?»

«Was meinst du?»

«Was meinst du, was meinst du», öffnete sie ihn nach. «Du weißt genau, was ich meine. Deine Journalistin meine ich.»

Er wusste, dass Mademoiselle Blanche ihre Verärgerung nur spielte. Aber es gefiel ihm, dass sie tat, als sei sie eifersüchtig.

«Wirst du reden?», fragte sie.

«Ich weiß nicht», sagte er, «vielleicht ja, vielleicht auch nicht.»

«Du kennst meine Meinung», sagte sie.

«Ja», erwiderte er, «ich kenne deine Meinung.»

«Und was ist in deiner Tüte?»

«Ein Stück Schinken. Für dich.»

«Ah, mein kleiner Georges, du bist so gut zu mir. Wenn ich dich nicht hätte ...»

«Was dann?»

«Dann hätte ich wohl einen anderen.»